Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 119 (1953)

Heft: 6

Artikel: Die Angst des Soldaten

Autor: Uexküll, Gösta von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-24487

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

derjenigen der feindlichen Jagdflugzeuge nicht zu sehr unterlegen ist. Bei den neuesten Düsen-Jagdbombern ist nach Abwurf der Bomben diese Geschwindigkeitsdifferenz nicht mehr so bedeutend, wie sie im Koreakrieg zeitweise zwischen den amerikanischen Düsen-Jagdbombern F 84 «Thunderjet» der ersten Baureihen und den russischen Düsen-Jägern «Mig 15» bestand. Diese taktische Unterlegenheit konnte dadurch ausgeglichen werden, daß die Düsen-Jagdbomber durch eigene Düsenjäger des Musters F 86 «Sabre» bei ihren Angriffsunternehmungen gedeckt wurden. Soweit es sich heute voraussehen läßt, wird daher der Düsen-Jagdbomber auch für die direkte Unterstützung der Erdtruppe durch Eingreifen in die Erdkampfhandlungen auf dem Schlachtfeld das wichtigste Flugzeug darstellen, genau wie es im Zweiten Weltkrieg der mit Kolbenmotor ausgerüstete Jagdbomber auf Seiten der Anglo-Amerikaner war.

Der Bedeutung der unmittelbaren Zusammenarbeit zwischen Erdtruppe und Flugwaffe auf dem Schlachtfeld hat sich bereits im Zweiten Weltkrieg und jetzt wieder in Korea mit aller Deutlichkeit erwiesen und sie wird mit der immer noch fortschreitenden Entwicklung auf dem Gebiet des Flugwesens in Zukunft noch wesentlich steigen. Während bisher diese Zusammenarbeit noch *zeitweise*, je nach den Gegebenheiten der taktischen Lage erfolgte, muß damit gerechnet werden, daß in einem zukünftigen Krieg die Erdtruppen eine *dauernde* Unterstützung durch Flugzeuge benötigen werden, um überhaupt noch größere Operationen durchführen zu können.

Die Angst des Soldaten

Von Gösta von Uexküll

Das Problem der Bekämpfung der Angst auf dem Schlachtfeld ist für uns Schweizer als kriegsunerfahrenes Volk von besonderer Wichtigkeit. Als einen aufschlußreichen und wertvollen Beitrag zur Abklärung dieses Problems veröffentlichen wir nachstehend die militärisch wesentlichen Abschnitte eines sehr interessanten Artikels von Gösta von Uexküll in der deutschen Zeitschrift «Merkur» (Heft 2, Jahrgang 1953), die in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart erscheint. Red.

Über die Wirkungen der Angst auf dem Schlachtfeld wissen wir – aus verständlichen Gründen – viel weniger als über die zivile Angst. Nationalstolz und militärisches Prestige verhindern – oder verhinderten bis vor kurzem – eine sachliche Erörterung und vor allem ein sachliches Studium dieses Phänomens. «Feige» Soldaten werden bestraft und nicht untersucht oder behandelt! Nur in ganz schweren – «pathologischen» – Fällen aner-

kennt man die Zuständigkeit des Arztes; sonst ist Angst im Felde ein Verstoß gegen die Disziplin und die Soldatenehre. – Insofern derartige Prestige-Gesichtspunkte zur Überwindung des Angstgefühls beitragen, ist nichts gegen sie einzuwenden. Nur begnügt sich der Verfechter des klassischen Militärstandpunktes in der Regel nicht mit der – man möchte fast sagen – zufälligen psychotherapeutischen Heilwirkung des «Sich-Zusammenreißens», sondern beansprucht nach Maßgabe der Angstreaktion die Entscheidung über den soldatischen und charakterlichen Wert eines Menschen. Hier jedoch bewegt er sich auf gefährlichem Boden. Wir kennen die komplizierte «Biomechanik» der Angst viel zu wenig, um einen Menschen wegen «Feigheit vor dem Feinde» vor ein Standgericht zu stellen. Standgerichte mögen ein wirksames Suggestivmittel sein, eine juridische oder moralische Legitimation kommt ihnen nicht zu. «Der Soldat, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, spürt keine Angst»: das ist ein Postulat ohne Beziehung zur Wirklichkeit. Denn weder kann sich der Mensch an Todesangst gewöhnen (ständig der Gefahr ausgesetzte Menschen werden empfindlicher und nicht etwa unempfindlicher gegen die Angst), noch gibt es den ganz und gar gegen die Angst gefeiten Menschen. Auch der Soldat mit dem «Herzen auf dem rechten Fleck» wird Angst empfinden, nur wird er sie nach Möglichkeit nicht zeigen. Den «Mut», vorsätzlich und mit vollem Bewußtsein feige zu sein, wird kaum jemals ein Soldat aufbringen. Und zwar nicht so sehr aus Furcht vor dem Standgericht oder dem «Sergeanten», als vor dem Verlust der Achtung seiner Kameraden. Kommt es dennoch zu «Feigheitssymptomen», so wird man den Grund darin sehen müssen, daß der Betreffende eben nicht mehr imstande ist, vorsätzlich zu handeln. Wozu dann aber ein Standgericht? Ist die Angst die Folge eines Naturtriebs, so muß es andere Mittel geben, ihrer Herr zu werden, als die Furcht vor Strafe.

Eines dieser Mittel ist der bewußte Willensakt. Angstmindernd – oder richtiger persönlichkeitsstärkend – können aber auch Sinneseindrücke wirken, vorausgesetzt, daß sie – ebenso wie die Gedanken – klar und deutlich erfaßt werden. Auch sie beleben unser Bewußtsein und stärken es gegen den chaotischen Strudel der Angstreflexe. Auch hier ist der Inhalt der Sinnesbotschaft nicht das Entscheidende. Sogar eine ausgesprochen schlechte Botschaft, wie das Auftauchen des Feindes, kann von dem der «unsichtbaren Angst» Ausgelieferten als Besserung seines subjektiven Zustandes empfunden werden.

Die Wirkung eines leeren Schlachtfeldes voller unsichtbaren Gefahren selbst auf erprobte Soldaten schildert der amerikanische Militärpsychologe *S. L. A. Marshall* in seiner Studie über die Moral der amerikanischen Trup-

pen im Kriege[1] in folgender Weise: «Für den Infanteristen, der das Schlachtfeld noch nicht kennt, ist dessen furchtbarste Eigenschaft nicht die Todesgefahr... das Schlimmste ist die Leere. Das Schlachtfeld ist kalt. Es ist der ödeste Platz, den man sich vorstellen kann. Es herrscht dort eine Stille, die feindlicher und gefährlicher wirkt als die Feuergarben, die dann und wann darüber hinwegfegen... Der Soldat entdeckt, daß er im Augenblick der höchsten Gefahr praktisch allein ist. Die Kameraden sind in ihre Schutzstellungen verschwunden. Jeder persönliche Kontakt mit einem Vorgesetzten, der den Soldaten anleiten und stützen könnte, hat aufgehört...» Die Gemütsverfassung, in der sich ein solcher Soldat befindet, bezeichnet Marshall als eine «Mischung aus Staunen und Angst, die ein Gefühl der Hilflosigkeit erzeugt, das seinerseits das Angstgefühl verstärkt».

In diesem Zustand ist der Soldat unfähig zu kämpfen. Er gehört zu der Zahl derjenigen, welche auch mitten in der Schlacht keinen Schuß abfeuern. Die Gesamtzahl dieser passiven, «für den Ausgang der Schlacht bedeutungslosen Soldaten» schätzt Marshall auf Grund eingehender Untersuchungen an der koreanischen Front auf 75–85 Prozent! Er betont allerdings, daß neben der Angstreaktion auch andere Gründe (Abneigung gegen das Töten, Hamstern von Munition, Furcht vor feindlichem Vergeltungsfeuer usw.) mitgesprochen haben.

Selten ist von sachkundiger militärischer Seite die Frontangst so offenherzig und anschaulich geschildert worden. Für den Nichtamerikaner gilt es nun, aus der Tatsache, daß es sich um *amerikanische* Soldaten handelte, keine falschen oder voreiligen Schlüsse zu ziehen. Es mag zutreffen, daß die Gewöhnung an die Annehmlichkeiten des zivilisierten Lebens – von denen viele in Gestalt von «*snack-bars*», Lesezimmern, transportablen Kinos, Badeanstalten usw. den Soldaten bis hart an den vordersten Schützengraben begleiten – keine gute Vorbereitung für einen modernen Krieg ist; doch hat dies nicht das geringste mit Feigheit zu tun. Der zivilisiert lebende Mensch ist nicht feiger als der primitiv lebende, aber es fällt ihm – begreiflicherweise – schwerer als diesem, sich mit der Barbarei einer modernen Feldschlacht abzufinden. Die Technik gab dem Menschen den Komfort, in dessen Bereich er ein geborgenes, geselliges und durchaus unkriegerisches Leben führt, aber sie gab ihm auch die Mittel, diese komfortable und geborgene Welt zu vernichten und an ihre Stelle Wüsten und Kraterlandschaften zu setzen. Es liegt eine bittere Ironie in der Erkenntnis, daß wir mit zunehmender Modernisierung unseres Lebensstils immer untauglicher werden, «moderne» d. h. unmenschliche und unpersönliche Vernichtungs-

[1] «Soldaten im Feuer», Huber & Co., Frauenfeld

kriege zu führen. Der amerikanische Soldat mag – wegen seines hohen materiellen Lebensstils – das Paradoxe dieser beiden Arten von Modernität besonders kraß veranschaulichen; im übrigen gilt das Gesagte grundsätzlich für alle zivilisierten Völker. Bessere Bewaffnung und besseres technisches Können nützen nichts ohne die volle Kontrolle der geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Aber gerade diese Kontrolle ist es ja, die dem vom Grauen des technischen Krieges überwältigten zivilisierten Menschen zu entgleiten droht. Welche Rolle die Angst des einzelnen Soldaten bei großen kriegerischen Entscheidungen spielt, wird kaum jemals offenbar werden. Die Einzelangst geht unter im Mut (oder Angst) des Kollektivs. Nachträglich interessiert nur noch eins: Wer hat gesiegt? Dennoch, die Zahlen Marshalls – auch wenn sie übertrieben sein sollten – sprechen eine deutliche Sprache.

Das Wenige, was wir auf Grund praktischer Erfahrung und Beobachtung über die Frontangst wissen, deutet darauf hin, daß es für jeden Soldaten, er mag von Natur «mutig» oder «feige» sein, eine bestimmte Grenze des Widerstandsvermögens gegen die Angst gibt, und daß diese Grenze eher erreicht wird, wenn der Soldat durch sein ziviles Milieu und seine Lebensgewohnheiten für bestimmte Fronteindrücke besonders empfänglich, gewissermaßen «vorbelastet» ist. Ist die Grenze der Widerstandskraft überschritten, beginnt jene gefährliche Kettenreaktion, die Marshall als „Gefühl der Hilflosigkeit» beschreibt, «das seinerseits das Angstgefühl vermehrt.»

Wie geht es nun dem nicht vorbelasteten Soldaten? Auch hierauf gibt Marshall eine interessante Antwort. Er stellt fest, daß die besten Soldaten in der Schlacht oft diejenigen sind, denen es hinter der Front am schwersten fällt, sich der soldatischen Disziplin zu fügen: Einzelgänger, manchmal sogar mit leicht asozialem Anstrich. Menschen dieses Typs leiden weniger oder gar nicht unter der «Einsamkeit des Schlachtfeldes», und auch der Kontakt mit Kameraden oder einem Vorgesetzten ist ihnen kein so dringendes Bedürfnis wie dem wohldisziplinierten Mustersoldaten.

Besonders deutlich wird die entscheidende Rolle des Milieus und Lebensstils, wenn das Kampfgelände dem Soldaten schon aus seinem zivilen Leben bekannt und vertraut ist. Jene finnischen Soldaten, welche die Welt durch ihre Siege über einen 10- bis 20fach überlegenen Gegner in Erstaunen setzten, waren in der für andere (auch deutsche) Soldaten so furchterregenden und unheimlichen Waldeinöde Kareliens im wahrsten Sinne des Wortes zu Hause. Einsame Gänge durch den Wald, oft über viele Kilometer (denn die Gehöfte liegen weit verstreut und nicht zu Dörfern vereint), waren ihnen von Kind auf eine Selbstverständlichkeit. Das panische Waldesgrauen, das die russischen Flachland- und Stadttruppen ergriff, sie an die wenigen

Straßen fesselte und so der Vernichtung preisgab, war den finnischen «Waldläufern» unbekannt.

Natürlich kann sich der Soldat auch an das ihm Unbekannte und Angsterregende, sei es eines «Partisanenwaldes», sei es eines verminten und von Scharfschützen heimgesuchten Trichterfeldes, langsam gewöhnen. Das Schlachtfeld bekommt allmählich mehr Gesicht, wird erfüllt von Einzelheiten, deren Bedeutung man kennt, und verliert damit den erschreckenden Charakter des «ganz und gar Unvertrauten». Übrig bleibt immer noch die Todesgefahr, aber der seelische Druck des Unbekannten nimmt ab. Hierin, und nicht etwa in einem «Zunehmen des Mutes», liegt der Wert der sogenannten Fronterfahrung. Frisch an die Front geschickte Rekruten sind oft viel mutiger (und setzen sich unnütz Gefahren aus) als durch ständige Todesnähe sensibler und vorsichtiger gewordene Veteranen.

Was wir über die Bedeutung geistiger Vorbelastung für den Grad der Angstreaktion sagten, hat nun eine überraschende, ja dramatische Entsprechung im Bereich des Körperlichen. Wir beziehen uns auch hier noch einmal auf Oberst Marshall, der in einer Broschüre, «The Soldiers Load and the Mobility of a Nation» den Beziehungen zwischen der körperlichen Belastung (der «Packung» des Soldaten) und seiner kämpferischen Leistung eine eingehende Untersuchung widmet. Er behauptet u. a., das allzuschwere Invasionsgepäck der amerikanischen Soldaten bei der Landung in der Normandie sei einer der Hauptgründe für die hohen Verluste und das sonst unerklärliche Versagen ganzer Truppenteile gewesen. Viele Soldaten blieben nach dem Verlassen der Landungsboote im Wasser liegen und ertranken, andere erreichten trockenes Land, hielten sich hier aber regungslos am Boden, ohne sich um das Feuer der deutschen Maschinengewehre zu kümmern. Zur Überquerung eines 200 Meter breiten, ständig unter Feuer liegenden Strandstreifens brauchte eine von Marshall namentlich erwähnte Kompagnie eine volle Stunde. Die Verluste waren furchtbar und der Kampfwert der Überlebenden minimal. In den Frontberichten stand später zu lesen, die Landungstruppen hätten «unmittelbar nach dem Verlassen der Boote erbittert um jeden Fußbreit Boden gekämpft.» Die Wirklichkeit sah nach Marshall anders aus. Er läßt die Überlebenden selber sprechen: «Wir wußten alle, daß wir zu viel Gewicht zu tragen hatten (die Invasionspakkung wog rund 22 kg). Das Gewicht zog uns zu Boden, als alles darauf ankam, nach vorn zu laufen. Einige warfen ihr Gepäck weg, bevor es losging...» Ein anderer Augenzeuge berichtet: «Einige von uns waren so von Furcht geschwächt, daß es ihnen physisch unmöglich war, mehr als ihr eigenes Gewicht zu tragen. Die Stärkeren kehrten im Feuer um und halfen...» Ein Unteroffizier erklärt: «Wir waren alle mitgenommen und

schwach. Auch ich, obwohl ich nicht seekrank war. Ich wußte nicht, daß meine Kräfte versagten, bevor ich an Land sprang. Ich trug einen MG-Teil. Normalerweise konnte ich damit laufen... ich stellte fest, daß ich nicht einmal damit gehen konnte. So kroch ich über den Sand und schleppte es hinter mir her. Ich schämte mich über meine Schwäche, aber als ich umherblickte, sah ich die anderen ebenfalls kriechen...»

Ein anderer Unteroffizier faßte seine Erfahrungen dahin zusammen: «Im Feuer entdeckten wir, was uns vorher niemand gesagt hatte, daß die Wirkung von Angst (fear) und Ermüdung (fatigue) auf das Vorrücken einer Truppe ungefähr die gleiche ist.» Marshall meint hierzu, daß Laboratoriumsversuche diese Feststellung bestätigt hätten. Er erwähnt dabei die Wirkung, die Adrenalin und Glykogen im Falle von Angst und Ermüdung auf unseren Organismus ausüben, und fragt, ob es in vielen Fällen nicht besser sei, den unter Angst leidenden Soldaten ein «stärkendes Salz» zu geben, statt sie vor ein Standgericht zu stellen. Im übrigen bleibt er streng bei seinem Thema und rechnet aus, wieviel Kilogramm Gepäck man dem Soldaten in verschiedenen Situationen und Kampflagen zumuten darf. Er läßt sich nicht verlocken, den Gedanken weiter zu verfolgen und zu fragen, ob es vielleicht dem Soldaten, der nichts zu schleppen hat (früher dem Reiter, heute dem nur die Dienstpistole tragenden Offizier oder dem Tankschützen) «leichter falle», mutig zu sein, als dem schwer bepackten Infanteristen. Ein interessantes Thema für den Physiologen nicht weniger als für den Strategen.

Marshalls praktische Schlußfolgerungen lassen aber auch so an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: «Es hat keinen Sinn, sich einzubilden, daß sterbliche Menschen dazu erzogen werden könnten, angesichts des Todes gänzlich furchtlos zu bleiben. Was (in der Schlacht) die Muskeln abnutzt, schädigt auch den Geist, und was den Geist belastet, schwächt den Körper. Müde Menschen verfallen leichter der Angst, von Angst geplagte Menschen ermüden schneller.»

In scheinbarem Widerspruch zu dieser Feststellung Marshalls steht die Tatsache, daß körperliche Anstrengung, Gewichtheben und dergleichen den sogenannten Apomorphin-Kollaps, einen der natürlichen Angst physiologisch und psychologisch sehr ähnlichen künstlich erzeugten Angstzustand, verhindern, ja mitunter sogar beheben kann. Hier sei jedoch – ohne im einzelnen auf diese komplizierten Abläufe einzugehen oder sie gar deuten zu wollen – auf die angstmindernde Wirkung anderer Arten von Anstrengung (Leistung des Denkapparates oder der Sinnesorgane) hingewiesen. Sollte nicht auch im Apomorphin-Versuch eine gelungene Leistung, diesmal eine körperliche, angstlösend und angstmindernd wirken? Ob dies

mit oder ohne den Umweg über das Bewußtsein geschieht, wird sich schwer feststellen lassen. Wahrscheinlich spielt auch hier einmal das Bewußtsein des Gelingens eine Rolle, die Genugtuung, daß ich noch Herr meiner Glieder bin, zum anderen die durch die Anstrengung hervorgerufene physiologische Veränderung. Zusammenfassend läßt sich aus diesen Wechselbeziehungen zwischen Angst und Anstrengung die Regel ablesen, daß «nichts so gelingt wie das Gelingen» – und nichts so mißlingt wie das Mißlingen. Merken wir nämlich, daß unsere Muskeln versagen, unsere Anstrengung mißlingt, dann verschlimmert sich unsere Angst, und diese Verschlimmerung bewirkt einen vermehrten Tonusverlust, also ein weiteres Absinken der Körperkräfte.

Noch ein anderer scheinbarer Widerspruch bleibt aufzuklären: der Widerspruch zwischen der lähmenden und der fieberhaft rastlosen Angst. Wir erinnern an das Bild des durchgehenden, bald stillestehenden, bald davonjagenden Pferdes. Daß auch beim Menschen beide Verhaltensweisen bei aller Gegensätzlichkeit des äußeren Bildes ein und demselben Gemütszustand entspringen, kann nicht zweifelhaft sein. Jede Angstregung enthält bereits den Keim zu den beiden biologisch sinnvollen und zweckmäßigen Schutzreaktionen: der Flucht und dem «Totstellreflex.» In der Unrast, dem Bewegungsdrang sehen wir Äußerungen des Fluchttriebes, in dem «Weichwerden der Knie» Äußerungen des Stillhaltetriebes. Unnormal – und biologisch unzweckmäßig – ist dagegen das plötzliche Umschlagen einer Verhaltensweise in die andere. Es ist, als ob sich der Organismus in gewissen Gefahrensituationen nicht entscheiden könne, welche Reaktion die zweckmäßigere sei: Flucht oder Stillhalten. Aber beim Menschen (möglicherweise auch bei einigen Tieren) kommt noch eine andere Begleiterscheinung der Angst hinzu, die uns das Unstete und Gegensätzliche im Verhalten des Geängsteten erklärt: die gesteigerte Suggestibilität. Sie kann sich positiv auswirken in Gestalt der «Flucht in den Gehorsam», die Geborgenheit der Unterordnung unter einen stärkeren Willen, oder negativ in das «Rette-sich-wer-kann» der Panik. In beiden Fällen ist die Kraft der Suggestion offenbar so stark, daß sie die Angstlähmung beheben, ja sogar in ihr Gegenteil, den «Bewegungssturm», verwandeln kann. Während die lähmende Angst vor allem den sich selbst überlassenen «einsamen» Menschen heimsucht und durch Kontakt mit anderen Menschen (Kameraden, Vorgesetzten) geheilt oder doch gemildert werden kann, bedroht die Panik-Angst den geselligen Menschen. Ausgelöst wird sie – nach übereinstimmender Erfahrung – stets durch eine negative Suggestion, zum Beispiel den Anblick eines Menschen, der, wie man sagt, «die Nerven verloren hat».

Viel weniger bekannt sind die Voraussetzungen und möglichen Auswir-

kungen der positiven Suggestion. Wir wissen, daß ein Befehl zum Angriff oder ein Angriffssignal auf den durch die Angst der Erwartung stark mitgenommenen Soldaten befreiend und «elektrisierend» wirken kann. Die Frage ist, ob die durch Angst hervorgerufene erhöhte Beeinflußbarkeit nicht geradezu eine Voraussetzung gewisser – dem äußeren Bild nach besonders mutiger – Verhaltensweisen ist, wie Tollkühnheit, Draufgängertum, «Mut der Verzweiflung»; vielleicht gehört auch der «Kampfrausch», der häufig das Abklingen der eigentlichen Kampfstimmung überdauert, in diesen Zusammenhang.

Überblicken wir das Gesagte noch einmal, so fällt uns zunächst die Kluft zwischen den Anforderungen des technischen Krieges und dem – dank der Technik – immer unkriegerischer werdenden modernen Menschen ins Auge. Sorgfältige Ausbildung und vor allem Auswahl der zu kriegerischen Aufgaben ausersehenen Menschen mögen zur Überbrückung dieser Kluft beitragen – allerdings kaum auf der Grundlage einer allgemeinen Wehrpflicht, deren Ausbildungseffekt zu sehr in die Breite und zu wenig in die Tiefe geht. Man wird mehr als bisher gezwungen sein, das Kriegshandwerk (wie jeden anderen modernen Beruf) in die Hände von Spezialisten zu legen. (Der Verfasser übersieht hier wohl die geistig-moralischen Kräfte der schweizerischen Tradition der allgemeinen Wehrpflicht. Red. ASMZ).

Weiter fällt uns die «Austauschbarkeit» von körperlicher und seelischer Belastung auf. Man wird in Zukunft davon ausgehen müssen, was der Soldat tragen kann – unter Berücksichtigung eines «normalen» Tonusverlustes durch Angsteinwirkung –, und nicht davon, was er unter Umständen im Laufe der Schlacht und nachher brauchen kann. Scharnhorst ging so weit, jedem Soldat eine Axt mitzugeben, falls «er in die Lage käme, eine Tür einzuschlagen.» Ein großer Teil des Gewichts (mehr als die Hälfte), das den amerikanischen Invasionssoldaten in der Normandie zum Verhängnis wurde, entfiel zudem auf Dinge, die «primitiveren» Soldaten als reiner Luxus erscheinen würden, die aber der zivilisierte Mensch (oder jedenfalls sein Vorgesetzter) auch im Sturmgepäck für unentbehrlich hält. Hier läßt sich die «Vorbelastung» des zivilisierten Kriegers beinahe in Gramm und Kilo ausrechnen.

Nicht nur von unseren kriegstechnischen Fortschritten, sondern von der Lösung des Todesangst-Problems in seiner ganzen «psychosomatischen» Reichweite (wobei die ausschließlich moralische Betrachtungsweise eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielt) wird es abhängen, ob unsere Zivilisation, wie andere vor ihr, den «Ansturm der Barbaren» bestehen wird oder nicht.